

ARMIN STROHMEYR

JANKE oder Die Reise zum Nil

Roman

 Südverlag



Armin Strohmeyr (Foto: privat)

Armin Strohmeyr, 1966 in Augsburg geboren, ist promovierter Germanist und lebt als freier Autor und Publizist in Berlin. Er veröffentlichte vielbeachtete Biografien u. a. über Klaus und Erika Mann, Annette Kolb und George Sand, außerdem verschiedene Porträtsammlungen, etwa über die Frauen der Brentanos. Darüber hinaus ist er Herausgeber mehrerer Lyrik-Anthologien sowie der Werke des expressionistischen Lyrikers Oskar Schürer und der jüdischen Dichterin Hedwig Lachmann.

Von Armin Strohmeyr im Südverlag bereits erschienen:

»SIE WAR DIE WUNDERBARSTE FRAU ...«

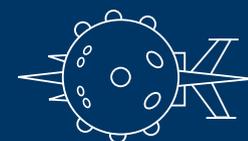
DAS LEBEN DER SOPHIE VON LA ROCHE (Biografie)

FERDINANDEA. DIE INSEL DER VERLORENEN TRÄUME

(Roman)

LADY HESTER STANHOPE. KÖNIGIN DES ORIENTS

(Biografie)



Tim Feldtmann fühlt sich mittelmäßig und verbraucht, seine Beziehung geht in die Brüche, im Job läuft es nicht rund. Da gelangt er an Briefe Karl Janke und gerät in den Bann des genialen Erfinders, der der Welt verloren ging. Tim ist fasziniert von Jankes Willenskraft, seinen menschenfreundlichen Ideen – und seiner unerfüllten Liebe zu Evelyn. Ob Evelyn noch lebt? Mit der Krankenschwester Sivi, dem halbwüchsigen Sunny und Alt-Hippie Pierre macht sich Tim auf die Suche. Er findet die Frau mit dem rätselhaften Charme tatsächlich, erfährt von ihrem aberwitzigen Plan, nach Afrika zum Nil zu reisen, und lässt sich ein auf einen abenteuerlichen Trip durch die ostdeutsche Provinz und Berlin. Am Ende gelangt Tim doch noch zum Nil, mitten im Spreewald, und gewinnt dank Janke und Evelyn eine neue Perspektive ...

ARMIN STROHMEYR

JANKE oder Die Reise zum Nil



ARMIN STROHMEYR

JANKE oder Die Reise zum Nil

Roman

Tim Feldtmann steckt in einer Sinnkrise: Er fühlt sich mittelmäßig und verbraucht, die Beziehung zu seiner Freundin geht in die Brüche, das Projekt, das er im sächsischen Wermsdorf vorantreiben soll, scheitert. Durch Zufall gelangt Tim an Briefe Karl Janke und gerät in den Bann des genialen, aber schizophrenen Erfinders, der der Welt abhanden kam. Tim ist zunehmend fasziniert von Janke ungebrochenem Willen, seinen Ideen zum Wohle der Menschheit – und von Janke unerfüllter Liebe zu Evelyn. Ob Evelyn noch lebt? Gemeinsam mit der Krankenschwester Sivi, dem halbwüchsigen Sunny und dem Alt-Hippie Pierre macht sich Tim auf die Suche nach ihr. Er findet die inzwischen alte Frau mit dem rätselhaften Charme tatsächlich, erfährt von ihrem abstrusen Vorhaben, nach Afrika zum Nil zu reisen, und lässt sich auf einen abenteuerlichen Trip ein – mit dem Auto, zu Fuß, per Schiff durch die ostdeutsche Provinz und Berlin. Immer scheint dabei Janke die Fäden in der Hand zu halten. Tim, Evelyn und ihre Freunde erleben viel Aberwitziges, kommen sich näher, verlieren einander, finden sich wieder, begegnen vor allem sich selbst. Am Ende gelangt Tim doch noch zum Nil, mitten im Spreewald, und gewinnt dank Janke und Evelyn eine neue Perspektive für sein Leben. Ein literarischer Roadtrip mit tragikomischen Elementen als Sinnsuche der besonderen Art ...



Umschlagabbildung: iStockphoto / AVTG
Umschlaggestaltung: nalbachtypografie Silke Nalbach,
Mannheim

Südverlag



Südverlag

JANKE
oder
**Die Reise
zum Nil**

ARMIN STROHMEYR

JANKE
oder
Die Reise
zum Nil

Roman

 Südverlag

Inhalt

Janke oder Die Reise zum Nil

7

Dank

587

Nachbemerkung

588

Publikationen, Internetseiten, Exponate
zu Karl Janke (Auswahl)

590

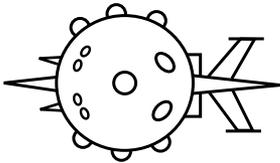
Anmerkungen

591

für Hans

JANKE

oder Die Reise zum Nil



ICH WAR EIN STÜMPER! Nicht einmal einen richtigen Knoten konnte ich knüpfen. Warum zum Teufel bekam man das in der Schule nie beigebracht? Man wurde vollgetrichert mit Infinitesimalrechnung und Photosynthese, mit Investurstreit und unregelmäßigen lateinischen Verben – aber nichts wurde einem vermittelt, was man im Leben hätte ernsthaft gebrauchen können. Und wenn schon nicht im Leben, dann zumindest im Sterben. Nichts!

Ich stand auf drei leeren Bierkästen, die ich aufeinandergestapelt hatte, und mühte mich, einen Knoten in das Seil zu knüpfen, das ich über die provisorische Wasserleitung geworfen hatte. Das Rohr zog sich quer durch den offenen Rohbau. Es roch nach feuchtem Mörtel und Beton, nach Ziegelsteinen und Silikon. Ich glaubte auch abgestandenen Männerschweiß wahrzunehmen, und es stank säuerlich nach den Bierresten in den Flaschen, die in den Fensterlaibungen abgestellt waren. Es zog. Eine Flasche ging zu Boden und zerbrach. Ich drohte das Gleichgewicht zu verlieren und sprang von den Bierkästen hinunter. Glasscherben knirschten unter meinen Schuhen. Die Feuchtigkeit des Rohbaus drang durch die dünnen Ledersohlen. Es war unklug gewesen, die guten Budapester Schuhe anzuziehen. Aber meine Nokia-Gummistiefel lagen bei Cordula in Berlin. Ich besaß tatsächlich noch Nokia-Gummistiefel, die ich mal im Urlaub in Finnland in einem Krä-

merladen gekauft hatte, während der Ladenbesitzer gelangweilt auf seinem Nokia-Handy herumgetippt und wahrscheinlich die Börsenkurse abgerufen hatte, um zu sehen, ob er wieder einen satten Tagesgewinn mit Nokia-Aktien gemacht hatte. Das war in den Goldenen Neunzigern gewesen, kurz vor dem Börsenkrach, dem ersten von mehreren. Und so, wie ich es inzwischen aufgegeben hatte, die Crashes an der Börse zu zählen, hatte ich mich auch an die Debakel in meinem Leben gewöhnt. Glaubte ich zumindest. Bis zu jenem feuchtheißen Junitag, an dem Cordula mir am Telefon schnippisch mitgeteilt hatte, sie habe ein Verhältnis mit Kevin Lauridsen (ausgerechnet mit diesem pomadisierten Shooter!) und beabsichtige, das Kind auszutragen; sie fühle einen »genuinen Hang zur Mütterlichkeit«, und so sei es ihr egal, von wem das Kind stamme, von Lauridsen oder von mir, Tim Feldtmann, dem »Grövaz«, oder ihretwegen auch vom Heiligen Geist.

Ich hatte in dieser Baracke in Wermsdorf gestanden, die wir von der *Urbanitas* uns mit den Bauleuten teilen mussten, und im Augenwinkel gesehen, wie der Bauleiter und der Polier ungeniert gegrinst hatten. Ich war noch so blöde gewesen, ins Telefon hinein zu fragen, was dieser abgeschmackte Vergleich mit Hitler solle, dem »größten Feldherrn aller Zeiten«. Daraufhin hatte Cordula gemeint, das schreibe sich mit »Vögelvau«, für den »größten Versager aller Zeiten«. Dann hatte ich ein Klicken in der Leitung gehört, und der Bauleiter hatte in die Stille hinein gefragt, ob ich ein Bier wolle, entgegen den Regeln auf der Baustelle, aber das sei jetzt vielleicht nötig und überhaupt, »das flenst«. Mir war eher zum Flennen zumute. Ich hatte nur »muss pinkeln« gemurmelt, war hinausgegangen, am Dixiklo vorbei und hinter den Verhau aus alten Ölfässern, die hier lagerten, und verholztem Buschwerk, das demnächst vom Bagger beiseitegeschoben würde.

Daran musste ich jetzt denken, während das Wasser durch die dünnen Sohlen meiner Budapester Schuhe drang, die Glasscherben knirschten und ich in der zugigen Luft des Rohbaus stand. Ich befand mich in der sächsischen Provinz, am Ortsrand von Werms-

dorf, schaute aus dem Mauerloch, das einmal ein Fenster werden sollte, atmete den beißenden Geruch von Zement, starrte auf die Unlandschaft, auf Brachgestrüpp und halbfertige, scheußliche Eigenheime, die etwas unsäglich Trauriges hatten. Ich hatte all das satt, wollte mich nicht mehr einbinden lassen in »Produktionsabläufe«, die einem als Leben verkauft wurden, ein Leben, in dem man sogar zu unselbständig war, einen richtigen Knoten zu knüpfen, wenn man sich erhängen wollte.

Ich rüttelte die Bierkästen zurecht, damit sie sicher standen, dann stieg ich hinauf und mühte mich erneut mit dem Seil ab. Mir fiel zunächst nur ein Schnürsenkelknoten ein, und als ich probeweise daran zog, ging er auf. Ich fluchte. Draußen gingen ein paar Leute vorbei, Behinderte, die nebenan in der Anstalt wohnten

Das hier war erst der Beginn eines Riesenprojekts. Vorgeplänkel: Umbau und Luxussanierung ehemaliger Kavaliersgebäude. Die eigentliche Herausforderung kam erst noch: Wenige Hundert Meter von hier stand ein altes Schloss, Hubertusburg, ein riesiger barocker Kasten. Früher mal ein Lust- und Jagdschloss von irgendwelchen sächsischen Kurfürsten, später eine Heilanstalt, so nannte man das zu DDR-Zeiten. Heute sprach man wohl von einer *psychiatrischen Klinik samt integrativer Wohneinrichtung für Menschen mit eingeschränkter kognitiver Leistung*. Cordula jedenfalls hatte das so genannt, als wir in der Strandbar Mitte waren und über das neue Projekt gesprochen hatten und sie mir den zu kurzen Strohhalm in meiner Flasche mit der Berliner Weiße, Waldmeistergeschmack, versenkt hatte. »Zur Strafe«, hatte sie gesagt. Und auf meinen fragenden Blick hin: »Weil man als erwachsener Mann nicht so grüne Glibberlimo trinkt.«

Ich stand mit dem Seil in den Händen da und blickte hinaus auf die Bewohner, die wohl vom Einkaufen kamen, jedenfalls trugen sie Taschen und Einkaufsnetze. Sie unterhielten sich laut und wieherten, ein Dicker schubste eine hagere Frau, die sich aber nicht wehrte und nur ängstlich darauf bedacht war, ihre Netze nicht fallen zu lassen.

Ich war schon ein paar Mal im Schloss gewesen. Auch so eine krude Idee dieses Lauridsen, dieses Babyface. Zwei Flügel der Schlossanlage waren zum Verkauf gestanden, in den gängigen Immobilienzeitschriften und den Internetauftritten hatten wir das gelesen – und sogleich wieder vergessen. Andere Projektgesellschaften und Architekturbüros offensichtlich genauso. Denn wer wollte schon neben einer Heilanstalt leben?

Aber dann war Babyface Kevin Lauridsen gekommen. Nomen est Omen, wie der Lateiner sagt. Wer Kevin heißt, muss ja süß und unschuldig aussehen. Kommt gut an bei den Frauen, sogar Cordula ist auf ihn reingefallen. Lauridsen also, mit seinem pomadisiereten Seitenscheitel, hatte von Schloss Hubertusburg gelesen und das in die Teambesprechung eingebracht: Schloss Wiesenburg im Fläming sei doch auch gut gelaufen, und man könne so etwas Ähnliches nun in Sachsen wiederholen.

Aber Wiesenburg, hatte ich gemeint, sei vollständig geräumt gewesen, während in Hubertusburg nur zwei Gebäudeflügel veräußert würden. Außerdem sei das zu ablegen, in der Provinz.

Aber was für eine Provinz, hatte Lauridsen erwidert, unweit von Leipzig, das boome! Und außerdem seien die Räumlichkeiten in Hubertusburg, so wie es scheine, viel großzügiger. Da könne man wirklich architektonisch gestalten, und nicht wie in Wiesenburg nur raumplanerisch verwalten.

Das Gespräch war noch eine Weile so weitergegangen, und schließlich hatte Lauridsen bei der Abstimmung doch die Mehrheit auf seine Seite gezogen: Cordula und Robert, und vor allem Jens-Peter, unseren Chef, den wir eigentlich immer »Jotpe« nennen. Damit war die Sache zunächst mal angenommen, und Lauridsen hatte gleich Hubertusburg kontaktiert. Die Kavalieregebäude, wo früher die Hofbediensteten wohnten, hatten wir ohne Umstände bekommen, diese Bauten wollte eh keiner mehr haben. Abbruchreif. Aber das Schloss war das Filetstück – hatten wir gedacht. Das war noch in der Anfangseuphorie, als die meisten von uns geglaubt hatten, das sei eine Goldgrube und werde mal

eine schicke Lifestyle-Residenz. Bald darauf hatten wir ein großes Baugruppenprojekt an Land gezogen, in Berlin-Weißensee. Früher ein verschlafener Kiez, total *jottwede*, wie der Berliner sagt. Janz weit draußen. Aber inzwischen eine angesagte Gegend, Wohnen im Grünen, zwischen Seen und Tümpeln, Parks und Friedhöfen. Und plötzlich war Hubertusburg ein Klotz am Bein der Firma gewesen. Und der schnieke Lauridsen, Babyface, hatte nun lieber im feinen Berlin bleiben und Vermittlungsgespräche mit gut verdienenden, stets entspannten, Coffee to go schlürfenden Mittelstandsfamilien führen wollen, als in der sächsischen Provinz den ganzen Verhandlungskram zu übernehmen mit Anstaltsleitung und Bürgermeister vor Ort und irgendwelchen Gemeinde- und Landräten von den Linken, die in unserem Projekt das auferstandene Kapitalismusgespenst gewittert hatten.

Also war mir dieses Himmelfahrtskommando aufgehalst worden, und ans Aufhalsen musste ich jetzt denken, als ich mit diesem verdammten Knoten kämpfte, damit ich mir endlich die Schlinge um den Nacken legen konnte.

Das Grüppchen aus Hubertusburg war inzwischen hinter einem Holundergebüsch verschwunden, das direkt vor dem Rohbau wucherte. Im steilen Blickwinkel konnte ich es nicht weiterverfolgen. Die Sonne, die den ganzen Vormittag über gestochen hatte, war nun von dunstigem Gewölk verdeckt, das sich an den Rändern blau färbte. Es roch nach Gewitter. Ich überlegte, wie es wäre, wenn Sturm und Regen durch die offenen Fensterhöhlen hereinpeitschten. Mein Sakko wäre ruiniert, und die guten Budapestter Schuhe würden durchweichen. Ich ließ den Strick sinken und schaute unschlüssig auf die Brachlandschaft hinaus. Die Vögel hatten zu singen aufgehört, nur zwei, drei Schwalben flogen kreuzweise über das Gelände, wobei ihre Flügel das gelbe Grasestrüpp beinahe streiften.

Das Gewölk zog immer näher, bäumte sich auf, wurde gelb wie Schwefel. Erneut warf ich das Seil über das Wasserrohr und zog beide Enden an. Mein Blick fiel auf die Aktentasche. Darin waren

diese absurden Zeichnungen aus Hubertusburg, die Chefarzt Dr. Stavenhagen mir in Kopie überlassen hatte. Weltraumraketen, atombetriebene Flugzeuge und anderes Zeug. Skurrilitäten eines wohl wirren Hirns. Und natürlich – weit wichtiger – die Grundrisse der Gebäudeflügel, die wir zu kaufen beabsichtigten und die in »individuell zugeschnittene Domains«, wie unser Internetauftritt großspurig versprach, aufgeteilt werden sollten.

Ich hatte durchaus Mühe in das Projekt gelegt, und obwohl es mir zum Halse herausging, war ich irgendwie auch stolz darauf. Jotpe hatte ein Recht auf die Unterlagen und Pläne. Immerhin hatte er schon viel Geld investiert. Und Kevin Lauridsen, dieser Himbeerbubi, sollte nach meiner Himmelfahrt sehen, welches Potenzial das Projekt barg. Und schließlich Cordula: Sie konnte ruhig wissen, dass ich nicht der vollkommene Loser war, für den sie mich hielt.

Ich stieg von den Bierkästen herab, schnappte meine Aktentasche und stellte sie auf die Behälter. Die Papiere sollten, wenn es in den Rohbau regnete und sich Pfützen auf dem Betonboden bildeten, nicht nass werden. Ich stieg wieder hinauf und klemmte die Tasche zwischen die Fußknöchel. Dann wandte ich mich den Seilenden zu. Ich musste zwei Knoten knüpfen, das war mir klar: einen, um das Seil am Rohr zu befestigen, den anderen für die Schlinge. Ich wurstelte herum, drehte und knüpfte an dem Strick. Irgendwann hatte ich einen Knoten beisammen, der imposant aussah und – ich zog mit beiden Händen daran – auch zu halten schien. Freilich war diese obere Schlinge am Wasserrohr sehr groß geraten. Sie schlenkerte merkwürdig in der Luft. Ich musste das Seil bis zur Halsschlinge kurz genug nehmen, sonst würde ich – wenn ich mich von den Bierkästen abstieß – mit den Füßen auf dem Boden landen. So ein Missgeschick durfte ich mir nicht erlauben. Am Ende würde ich ohnmächtig, man fände mich hier, nur in die Bewusstlosigkeit gedrosselt, und der ganze Knalleffekt, das ganze »Euch zeig ich's!« wäre für die Katz! Lauridsen, der gescheiterte Warmduscher, würde sich scheckiglachen, und Cor-

dula hätte mit ihrer Einschätzung, ich sei ein heilloser Stümper, irgendwie noch recht. Ich versuchte also, die zweite Schlinge nahe der ersten zu platzieren. Irgendwie gelang es mir auch, obgleich es bescheuert aussah, weil ein ziemlich langes Stück Seil von dieser Schlinge bis zum Boden hinab hing. Aber ich durfte die Frage der Selbstentlebung nicht ästhetisieren. Ich prüfte die zweite Schlinge: Auch sie schien zu halten. Zur Sicherheit schlang ich das freie Ende nochmals um den Knoten.

Ich war so weit: Ich legte mir die Schlinge um den Hals. Dann stand ich da. Mit einem Mal erschien mir der Freitod nicht mehr so einfach zu sein, die Argumente für und wider tanzten in meinem Kopf. Das Denken würde rasch ein Ende haben, raunte eine verführerische Stimme in mir, sobald ich mich von den Bierkästen abgestoßen hätte und frei in der Luft baumelte. Dann würde ich Farben und Sterne sehen, Gesänge hören, frei durch den Äther fliegen. So jedenfalls hatte ich es mir in den Tagen zuvor zurechtgelegt. Aber noch zögerte ich, die Hand am Knoten ...

Draußen hatte sich der Himmel verfinstert. Die Farbe der Wolken war in ein Blauschwarz geronnen. Heftiger Wind kam auf, ich hörte die Bäume rauschen. Dann ein scharfer Blitz, der für Bruchteile von Sekunden den Himmel unwirklich ausleuchtete. Gleich darauf ein kurzer, harter Donner, eigentlich nur ein lautes Knallen, als hätte jemand mit einer großen Eisenstange auf ein Ölfass gehauen. Ich erschrak, ließ von dem Knoten los, kippte ein wenig nach hinten, die Bierkästen schwankten. Um auszugleichen, stieß ich mich nach vorne, verlor das Gleichgewicht, die Kästen rutschten unter mir weg. Ich sackte nach unten. Für einen winzigen Augenblick, der sich in meinem Gehirn zu einem schier endlosen freien Fall dehnte, hing ich in der Luft ... Dann ein stechender Schmerz an der Kehle, das Seil spannte sich, ich griff mit beiden Händen an den Knoten, der verdammt gut hielt. Ich wollte um Hilfe schreien, doch eine riesige Faust hatte mich am Hals gepackt und drückte zu. Ich schrie und schrie, und konnte doch meinen eigenen Hilferuf nicht hören. Panisches Röcheln, ein wenig Spu-

cke spritzte, es drehte mich in der Luft, die dunkle Gewitterfront rauschte an meinem Blick vorüber, es drehte mich zur Seitenwand, zur Rückwand, ich starrte auf rote Ziegelmauern, die sich vor mir aufboten, mich einzusaugen schienen, in eine Höhle, von der es Feuer und Wasser gleichzeitig prasselte ...

Als ich zu mir kam, wusste ich zunächst nicht, wo ich war. Ich griff mir an die Kehle. Die Schlinge saß ziemlich fest, aber ich bohrte den Zeigefinger zwischen Strick und Hals und konnte sie ein wenig lösen. Mit Wonne hörte ich mein eigenes Krächzen. Ich lebte also, mein Kehlkopf war nicht zerdrückt. Gierig sog ich die nach Regen riechende Luft ein. Ich war klatschnass, es pladderte auf mich herab. War das der Gewitterregen?

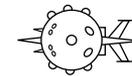
Mühsam drehte ich mich um, das Seil straffte sich. Panisch riss ich daran. Hart schlug etwas neben mir auf, traf mich am Fußknöchel. Ich schrie auf, griff nach dem Gelenk, ertastete etwas Glattes, Kaltes. Erst jetzt begriff ich, dass ein Eisenrohr mich beinahe erschlagen hätte. Ich wälzte mich aus dem Strahl, blinzelte bibbernd zur Decke: Ein Stück des Rohrs, an dem ich mich hatte erhängen wollen, hatte sich gelöst und war herabgebrochen. Unaufhörlich prasselte das eiskalte Wasser in den Raum. Ich lag in einer Pfütze. Ich wollte aufstehen, aber der Schmerz im Fußgelenk tobte. Mühsam robbte ich über den Betonboden, riss mir an einem Draht den Unterarm auf. Das Seil um meinen Hals zog sich wieder zu. Ich riss daran, endlich gelang es mir, die Schlinge zu weiten und den Kopf herauszuziehen. Erschöpft, durchnässt, frierend, mit Schmerzen in Fuß und Unterarm, sank ich zurück, lag auf dem Rücken, starrte zur Betondecke hinauf. Glückliche. Ich war glücklich.

Meine Finger bekamen etwas Glattes, Weiches zu fassen. Es war meine Aktentasche. Die Schnalle löste sich, die Deckklappe ging auf, Papiere fielen heraus. Ich blickte zur Seite, sah die Grundrisse von Hubertusburg und die seltsamen Konstruktionspläne dieses Verrückten in einer Pfütze liegen. Ich griff danach, meine Hand patschte ins eiskalte Wasser.

»He, was machst denn du da?«, hörte ich eine dunkle Stimme hinter mir sagen.

Und eine zweite, brüchige, setzte kreischend hinzu: »Der hat da etwas runtergerissen!«

Ich wandte den Kopf, blickte auf Füße in Sandalen, mit weißen Tennissocken. Neben den haarigen, fleischigen Beinen baumelten Einkaufsnetze. Jemand beugte sich zu mir herab. Runder Schädel, Knopfaugen, Glatze. »Warum hast du beim Schwimmen keine Badehose an?«



Warum ließ man ihn nicht in Frieden? War es zu viel verlangt, dass man ihn in Ruhe ließ, in seiner Denkwerkstatt?

Liebe Menschheit, ich arbeite nicht für mich, sondern zu eurem Wohl. Ich bin kein Idiot, ich bin ein normal schaffender Mann mit höherer Schule. Ich bin der erste unseres Volkes, der alles für die Raumfahrt fertig stellt. Und sagt dann: Rechtschön danke – das hast du uns geschenkt. Karl Hans Janke.

Janke blickte von seinen Konstruktionsplänen auf. Es ging ihm heute nicht gut von der Hand. Seine Finger zitterten. Eine Folge des morgendlichen Kohlschleppens, vom Bunker hinauf in die Schlafsäle der Insassen. Er sog den Geruch der Farbe ein. Erst in der Woche zuvor war der Flur gestrichen worden. Braune Ölfarbe, zähflüssig, schimmernd. Knapp bis zur halben Höhe der Wand. Wenn Janke sich auf die Zehenspitzen stellte, berührte sein Scheitel gerade noch die Oberkante der Farbschicht. Sein imaginerter Scheitel. Seit seiner Jugend trug er das Haar nach hinten gekämmt, die Geheimratsecken waren in den letzten Jahren, der Notzeit nach dem Krieg, größer geworden, der Scheitel war auf der Kalotte nach hinten gewandert. Janke hatte sich gestern an die Wand gestellt, um sich die Kabinenhöhe für sein Trajekt vorzustellen. Dabei hatte er übersehen, dass die Farbe an einigen Stellen noch feucht war. Nun starrten auf den Schulterteilen des

Sakkos zwei braune Flecken. Das ärgerte ihn. Er würde das Sakko zur Kleiderkammer bringen und die Wäschefrau um Gallseife bitten. An einer reinlichen Erscheinung war ihm gelegen. Schließlich war er nicht als Patient in *dieser Stelle*, diesem Hubertusburg. Man hielt ihn hier fest. Ein Unding, eine Böswilligkeit, im besten Falle ein Missverständnis. Andererseits wollte er der Leitung der Anstalt keinen Anlass geben, ihn für unwillig und daher krank einzustufen. Aber eines Tages müssten sie alle diesen Fehler einsehen, würden ihn, Janke, um Entschuldigung bitten, ihn nach draußen lassen, damit er der Menschheit seine Erfindungen bringen könnte. Bis dahin hieß es sich bescheiden und das schlechte Spiel mitspielen. Freilich war es ihm wichtig, seine Aura zu verteidigen, seine Würde, die Würde eines anständigen Mannes mit technischem Verstand. Einmal hatte er diesem aufdringlichen Menschen, der sich Direktor nannte, der sein Unverständnis über die Trajekte und Sonnenfahrzeuge geäußert hatte, frei heraus ins Gesicht gesagt: **Entschuldigen Sie, das glaube ich nicht. Auf technischer Basis ist es vielleicht denkbar, weil Sie nicht so informiert sind über technische Sachen. Wer technisch informiert ist, findet sich da rein.**

Janke betrachtete die schwarzen Ränder seiner Fingernägel. Auch das kam vom Kohlschleppen, trotz der Arbeitshandschuhe, die er trug. Als Einziger. Auf Handschuhe hatte er bestanden. Schließlich wollte er nicht die Prutzen eines Arbeiters haben – und nun waren die Nagelränder doch schwarz geworden. Er würde auch das in Ordnung bringen, mit Seife und einer Bürste sauber schrubben.

Janke trat zurück an seinen Tisch, den die Leitung der *Stelle* ihm eingeräumt hatte. Es war ein solider Tisch, die Platte etwa eins sechzig mal eins sechzig, groß genug, um Konstruktionspläne darauf auszubereiten. Ein kariertes Wachstuch war darübergelegt, das konnte man abwischen, wenn er mit Farben arbeitete. Davor ein einfacher Holzstuhl. Das war ihm recht. Bequemlichkeit verabscheute er. Bequemlichkeit machte Körper und Geist lax. Vor ihm die Wand mit der braunen Ölfarbe. Einen etwas freundlicheren Ausblick hätte er sich schon gewünscht. Er hätte den Tisch zum Fenster schieben können, ans Ende des langen Flurs, in dem sein Konstruktionsbüro unter-

gebracht war. Aber das hätte ihm wohl Ärger mit der Leitung *dieser Stelle* eingehandelt, und das wollte er vermeiden, das kostete nur Schaffenskraft. Sich auf das Wesentliche konzentrieren, auf die *Trajekte* und *Terrae Venussae*, auf die Triebwerke des Fabrikats *Germania*. In der Konzentration versank alles andere ins Unwesentliche, und er, Janke, wurde fühllos den Gemeinheiten und Widrigkeiten dieser Welt gegenüber, die er mit den Kindern des *Sonnenlands* bald hinter sich ließe.

Er betrachtete seine jüngsten Zeichnungen und Pläne, Querschnitte und Aufrisse. Hinter seinem Rücken trappelten Insassen *dieser Stelle*, Janke spürte ihre Blicke. Er ließ sie gewähren, solange sie ihn nicht ansprachen. Er hatte sich das strikt verboten, war ein oder zwei Mal auch laut geworden. Er mochte die Menschen nicht sehr, die meisten waren ihm fremd. Aber er fühlte sich der Menschheit verbunden in seiner Idee, sie mithilfe seiner *Trajekte* in die neue Dimension des *Sonnenlandes* zu lotsen.

Janke nahm das oberste Blatt zur Hand. Er zeichnete gern auf großen Formaten, DIN A3 oder A2. Die erhielt er von der Direktion freilich nur selten. Papiermangel, hieß es. Janke schien das eine faule Ausrede zu sein. Nicht im zwölften Jahr seit dem Ende des großen Krieges! Er wusste, dass in der sozialistischen Republik nicht alles zum Besten stand, daran waren die Kriegstreiber aus dem kapitalistischen Westen schuld. Aber das eine oder andere Ries Papier müsste doch aufzutreiben sein, noch dazu in national wichtiger Sache! Also klebte Janke kleinere Blätter zusammen, sofern Klebstoff nicht auch defizitär war. Und notfalls konstruierte er auch auf kleinen Formaten, in seiner gestochenen Schrift, seiner akkuraten Zeichenstiftführung. Das freilich ging an die optischen Grenzen: Ohne Lupe war das kaum zu entziffern.

Janke knipste die Schreibtischlampe an. Bereits früh kroch die Dämmerung in den Flur. Er beugte sich über das Blatt, einen gespitzten Bleistift zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand geklemmt. Das rechte Auge zusammengekniffen, um die Feinheiten des Strichs besser sehen zu können, kontrollierte Janke, was er in den letzten Tagen zu Papier gebracht hatte. Hin und wieder ergänzte er

noch etwas an der feinen grauen Schraffur, zog einen Umriss nach. Mit Wohlwollen betrachtete er das Blatt: Elegant hob sich das *Weltall-Fahrzeug D-001*, das *Deutsche Raum-Trajekt Venusland*, vom Untergrund des weißen Papiers ab, es schien bereits zu fliegen. Der Korpus hatte die angenehme Rundung einer Frau. Janke musste an seine Mama denken, an ihren schönen Bauch, ihre fülligen Brüste. Er hatte als Junge manchmal durch das Schlüsselloch zur Waschküche gespäht, wenn seine Mutter am Samstagabend den großen Bottich mit dampfend heißem Wasser aus dem Kessel gefüllt, sich ausgezogen und mit wohligem Seufzen in das Schaff niedergelassen hatte.

Versonnen drehte Janke den Bleistift zwischen den Fingern, legte ihn dann aus der Hand und griff zu Rotstift und Lineal. Penibel ging er die Erklärungen und Kommentare auf dem Blatt durch, die er kalligrafisch in schwarzer Tusche verfasst hatte. Hin und wieder unterstrich er säuberlich etwas in roter Farbe, was ihm zum Verständnis für die Begutachter besonders wichtig erschien.

Dieses ist keine Rakete*, las er murmelnd, **sondern ein durch Edelgas getragenes Raumschiff.*

Er griff zum gelben Stift und unterlegte die Worte: **Die beheizbaren Edelgas-(Helium-Xantom)Kessel tragen das Schiff zur Sonne empor!**

Dann, das war bereits mit schwarzer Tusche unterstrichen, las er: *1200–2000 Klm/Std.*

Die Erläuterung am linken Rand war eigentlich verständlich genug, selbst für Laien, entschied Janke. Ihm gefiel die gleichermaßen prägnante wie poetische Umschreibung: **Mit Höhenstrahlungssicherer Raum-Kabine im ›Kopfteil‹ der Atom-Magnetischen Schiffsanlage und Kontraktor der Raum-Strahlungs-Elektrizität!**

Dann zog er in roter Farbe eine Linie unter die Worte: **Vertikaler Start! Vertikale Landung! Bei Horizontallage des Schiffes! Stillstand in der Luft u. Wenden ›über Ort‹ durch Spreizklappen, Hubdüsen u. Strahlruder!**

Er kramte in der Ablage für die Stifte, fand einen graublauen und unterstrich: **Ohne schädliche radioaktive Abdämpfe od. Staub!**

Dann wandte er sich den Erläuterungen am unteren Rand des Blattes zu. Links neben einem Trajektkügel mit Hubdüse stand in Tinte: **Inneneinrichtung siehe beiliegende Konstruktions-Zeichnung: Der Antrieb u. die Steuerung der ›Venusland‹ erfolgt durch Trommelanker-Turbinen u. Strahl-Hitzewerfer in Verbindung mit ›Blenden‹, ›Hubdüsen‹ u. ›Strahlrudern‹ im luftverdünnten Weltraum; (auf den Spiralnebel-Ringstraßen des Sonnen-Systems!). Die Flächen sind keine ›Tragflächen‹, sondern nur Auffang- u. Ausgleich-Flächen im Luftraum! Der Start erfolgt mit angeheizten Kesseln, geöffneten ›Hubdüsen‹ u. angezogenen Strahlrudern! Bei laufenden Turbinen!**

»Na, Janke, wieder fleißig?«

Janke wandte sich nicht um. Das war die Stimme des Direktors dieser Stelle, der sich leutselig gab. Janke reagierte darauf grundsätzlich nicht. Er wurde hier gegen seinen Willen festgehalten und fühlte sich nicht verpflichtet, mit Laien, denen der Sachverstand fehlte oder – weit schlimmer! – die sich ihres rudimentären Verstands aus Trägheit nicht bedienen wollten, gemein zu werden. Lediglich für das Bürokratische – denn Ordnung musste sein – war dieser Mensch gut zu haben. Die Nachwelt wollte schließlich einmal alles nachvollziehen können, die Chronologie der Erfindungen wollte genau dokumentiert sein, und schließlich war es ihm, Janke, wichtig, dass seine Blätter als die seinen amtlich abgezeichnet waren, damit es später nicht zum Plagiat kam. Wernher von Braun hatte ihn damals in Peenemünde oft genug davor gewarnt, von den Plänen etwas nach draußen dringen zu lassen. Neid und geistiger Diebstahl lägen nahe beieinander und in der menschlichen Natur.

Jankes Blick wanderte zum rechten unteren Rand. Hier zog er mit Tuschfeder und Lineal feine Striche unter die ersten drei Zeilen: **Das erste, voll-atom-elektrisch betriebene Fahrzeug des Sonnenraumes mit der Hochspannungs-Anlage des ›Deutschen Atoms!**

Darunter stand in kleinerer Schrift: *Raum-Trajekt: ›Venusland‹.*

Janke war stolz auf diesen Einfall. Venusland! Das implizierte die Utopie von einer prächtigen, friedlichen, schönen Zukunft! Es war das Gegenteil zur V1 und V2, Hitlers »Wunderwaffen«, an denen Wernher

von Braun und seine Leute damals gebaut hatten – sehr zu Jankes Missfallen, wie er sich zu erinnern glaubte.

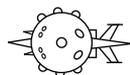
Ja, die »Venusland«, das Werk von fast dreißig Jahren Tüftelei und harter Arbeit, war ihm gelungen! Sie würde funktionieren, sie würde ins All fliegen, zu fernen Sonnensystemen, und den Menschen neue Räume erschließen, zur Besiedelung und friedlichen Nutzung.

Eine Klingel schrillte und rief zum Abendessen. Janke tauchte eine feine Tintenfeder ins Glas und schrieb in Schreibrift unter die Zeichnung:

Beeidige, in allen technischen Teilen eigene Idee: 1928–1937 (Außenschale DRP, Berlin) – 1952/3. Dez. (Atom) – 20. Okt. 1954 (Antrieb) – 1957. Kolberg/Pommern Ostseebad, Domstraße 1, Karl Hans (Joachim) Janke, Großenhain, Sachsen / Hubertusburg-Wermsdorf.

»Janke, mach Feierabend! Das Essen steht auf dem Tisch.«

Das war wieder der Direktor *dieser Stelle*. Wer hatte ihm erlaubt, ihn, Janke, zu duzen? Janke wollte sich auf dieses Niveau nicht begeben. Er wandte sich um, hielt dem Direktor die Tuschfeder hin und sagte: »Haben Sie die Freundlichkeit, hier unter ›Gesehen‹ abzuzeichnen? Und einen Stempel bitte. Ordnung muss sein!«



Ich schloss mich in mein Zimmer in dieser schauerhaften Pension in Wermsdorf ein, rief, obwohl mir das Sprechen schwerfiel, Jotpe in Berlin an und röchelte etwas von »Halsentzündung mit Fieber« in den Hörer.

»Kein Problem«, meinte Jotpe am Telefon, »solange die Birne noch dran ist.« Hatten die Bewohner der Anstaltsleitung etwas verraten und die wiederum bei der *Urbanitas* gepetzt? »Aber«, schob Jotpe nach, »da die Birne noch dran ist, kannst du ja die Umbaupläne und Unterlagen studieren. Es sind hier bereits erste Interessenten für das Schloss aufgetaucht, sie haben ihre Kontaktdaten hinterlassen und den Fragebogen ausgefüllt. Ich maile dir das zu.«

Dann legte Jotpe auf. Einfach so. Kein Gruß, kein Wunsch der Besserung, nichts. Auch kein Wort über Cordula oder diesen Lauridsen, aber vielleicht war das auch besser so. Wusste Jotpe denn überhaupt von der Geschichte? Ich war mir nicht sicher. Eigentlich gehörte es ja in den Bereich des Privatlebens; andererseits waren wir in der Firma alle per Du und pflegten ein »amerikanisches« Kollegenklima, mit gemeinsamem abendlichen Ausgehen und dergleichen.

Ich setzte mich auf das verratzte Sofa, das in dem Zimmer stand. Ein Modell noch aus DDR-Zeiten. Mistbraun, abgewetzter Cord. Schaumstoff, der an der Seite, wo eine Naht aufgeplatzt war, herausbröselte. Alles weich und durchgelegen, nur der Unterbau, wohl aus giftiger Spanplatte, schien stabil zu sein. Das Ding stand auf vier Kugelfüßen, konnte gerollt werden. Metallimitat. Ein Fuß war abgeknickt, wodurch das Sofa nach links hing, was mir nur entgegenkam, weil ich unwillkürlich nach hinten rutschte und mich dort unter einer Decke einigelte.

»Ich bin der Welt abhandengekommen.« Dieser Vers Friedrich Rückerts aus einem Mahler-Lied ging mir durch den Kopf, und so sollte es wohl sein, und so wollte ich es, es war mir recht. Sie sollte mich gefälligst in Frieden lassen, die schnöde, blöde Welt, mit ihrem Bruttosozialprodukteifer und ihrem Beziehungsquatsch.

Im winzigen Gefrierfach meines Zimmerkühlschranks hatte ich mir Eiswürfel gemacht, die ich nun in ein Taschentuch wickelte und an den Hals presste, dort, wo sich ein Striemen abzeichnete. Es brannte, nicht nur der Striemen auf der Haut, sondern die ganze Kehle, die Luftröhre, die Speiseröhre. Zunächst hatte ich die Absicht gehabt, zum Arzt zu gehen, aber ich fürchtete Scherereien. Man konnte sich heutzutage ja nicht einmal mehr frei das Leben nehmen, ohne in Querelen zu geraten!

Als ich hinunter- und vorging zur Straßenecke, wo »Sabine's Würstchentreff« stand – mit falschem Apostroph –, um mir etwas zu essen zu holen, hatte ich vorsorglich einen Rollkragenpullover

übergezogen, damit keiner den Striemen sah und fragte. Natürlich guckten die Leute bei der Würstchenbude komisch. »Ey Mann, friert's dich oder biste in die Wechseljahre?« Ich hustete nur, flüsterte meinen Wunsch – Flüstern tat nicht so weh – und beachtete den Blödisten nicht weiter.

Zurück in der Pension, in meinem schäbigen Zimmer, goss ich mir einen Nescafé auf und setzte mich an den kleinen, wackeligen Tisch vor dem Fenster. Der Blick ging hinaus auf einen Garagenhof. Draußen feilte und bohrte der spillerige achtzehnjährige Sohn der Pensionswirtin gerade an seinem Moped herum. Das ging schon seit Tagen so und mir gehörig auf die Nerven. Zwischendurch heulte der Motor auf, und ich wünschte mir, der Liter Benzin würde zehn Euro kosten, damit der Bengel endlich auf vernünftige Gedanken käme. Krachend warf ich das Fenster zu. Der Typ, Sunny hieß er, in gelben Flip-Flops und Soccerpants, die am Bund so tief nach unten hingen, dass man die Gesäßritze ahnte, wandte sich um und schnitt eine Grimasse. Ich zog ebenfalls eine Fratze und kehrte an den Tisch zurück, schlürfte die braune Brühe und starrte auf die Unterlagen.

Pläne und Flyer-Entwürfe für das Hubertusburg-Projekt. Das sollte alles nochmals korrigiert werden, der Text musste schmissiger sein. Die Werbeagentur *Kaisergold*, mit der die *Urbanitas* zusammenarbeitete, wartete darauf. Jotpe hatte angemahnt, ich solle mich dahinterklemmen. Verzweifelt hielt ich mich am Kaffeebecher fest und stierte auf das Hochglanzlayout, eine Broschüre von acht Seiten, im schicken Querformat, mit bunten, computergenerierten Ansichten: Schloss Hubertusburg in strahlendem Weiß unter einem unwirklich blauen Himmel, die Anlage von kugelförmig geschnittenen Buchsbäumchen umgeben; eine Lindenallee führte auf das Hauptportal des Schlosses zu, auf der Straße ein paar Mittelklasselimosinen; im Vordergrund, auf der grünen Wiese vor dem Schloss, lagerte eine junge Familie – Vater, Mutter, zwei Kinder – auf Decken und machte Picknick. Alles strahlte, leuchtete, lachte.

Die Darstellung war absolut daneben. Irreal. Wie aus einem Hollywood-Film. Die Werbelyriker von *Kaisergold* (welch bescheidener Name!) hatten sich nicht einmal die Mühe gemacht, Hubertusburg anzusehen. Ein paar Fotos, die wir zur Verfügung gestellt hatten, ein bisschen Internetrecherche, der Rest war Imagination und Inspiration. »We do at your best!« war der Leitspruch – »our philosophy« – des Start-up-Unternehmens.

Gelähmt starrte ich auf die Entwürfe. Wo nur sollte ich anfangen? Jotpe meinte, es genüge, ein paar Formulierungen zu ändern, etliche Kommas einzufügen (die Jungs und Girlies bei *Kaisergold* kannten keine Satzzeichen). Aber damit war es nicht getan. Alles war Mist, überzogen, fauler Zauber. Ich schämte mich, so etwas den Kunden anzubieten. »Snowwhite – your residence is your castle«, so betitelten die das. Jotpe fand das in Ordnung. Damit sollten auch Anleger aus Amerika geködert werden. Gerade die Menschen jenseits des Großen Teichs fuhren ja ab auf Heidelberg und Neuschwanstein, hatten so etwas selbst nicht. Warum also nicht Hubertusburg? Schloss Hubertusburg. »Snowwhite Castle«.

Hubertusburg war nicht weiß. Es war dunkelgrau. DDR-grau. Freilich, man würde es frisch verputzen und neu streichen, nicht nur die von uns reservierten Flügel, sondern auch den Rest, die Heilanstalt. Das war mit der Leitung schon vereinbart. Gelder würden vom Freistaat Sachsen und von der EU fließen, aus irgendwelchen Förderprogrammen. Auch müssten die Käufer der Snowwhite-Wohnungen einen gewissen Betrag in einen Fonds zahlen, der wiederum zur Sanierung des gesamten Komplexes einschließlich der Außenanlagen verwendet würde. Aber all das machte aus einer psychiatrischen Klinik und einer angeschlossenen Behinderteneinrichtung noch lange keine Wohlfühl-ase. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich von dem Bauvorhaben gelassen, aber dieser verdammte Schnösel Lauridsen ...

Das Handy klingelte. Im Reflex ging ich ran, obwohl ich kaum sprechen konnte. Es war Cordula. Ich zuckte zusammen.

»Wie weit bist du mit der Überarbeitung dieser furchtbaren *Katzengold*-Entwürfe?«

Ich krächzte etwas ins Telefon, weniger wegen der Halsschmerzen als vielmehr aus Überraschung.

»Ich brauche das bis morgen, oder besser noch heute.« Cordula war schlecht gelaunt.

»Heute?«, krächzte ich.

»Ja, Tim, heute! Hier stehen die ersten Interessenten auf der Matte, und wir haben nur unsere Grundrisse zum Zeigen. Das turnt die Leute nicht eben an. Wir brauchen ansprechendes Material. Und der *Katzengold* ...«

»*Kaisergold*«, verbesserte ich.

»- der *Katzengold*-Mist muss mit deiner Überarbeitung ja erst noch zurück in die Agentur und dann in die Druckerei. Also korrigiere es, baue es meinetwegen um, scanne es, schicke es her, mach hinne!«

Die letzten Worte hatte sie wie Befehle geschossen. Ich glaubte im Hintergrund Lauridsens mieses Lachen zu hören. Dann klickte es in der Verbindung. Cordula hatte aufgelegt. Ohne Gruß, ohne Frage nach meinem Ergehen, ohne Erklärung, wie es denn jetzt weitergehen solle, mit uns beiden, mit dem Kind.

Ich fegte die *Kaisergold*-Unterlagen beiseite. Darunter kam holziges, vergilbtes, welliges, an den Rändern eingerissenes, teilweise gefaltetes und mit Eselsohren geknicktes Papier zutage. Ich nahm eines der Blätter, roch daran, sah vor meinem inneren Auge einen Dachboden, in dem die Sommerhitze hockte, der Staub tanzte, die Dachbalken vor Trockenheit knackten, Salpeter an den Innenseiten der alten Dachziegel ausblühte. Ich faltete das Blatt auseinander, versenkte mich in die feine Konstruktionszeichnung, in die seltsamen Randnotizen und Erklärungen, die mit sicherer kalligrafischer Hand ausgeführt waren. Ich las die eigenartigen Bezeichnungen der Maschinen und Objekte: »Weltall-Fahrzeug D-001, Raum-Trajekt *Venusland*«. Auch auf zwei weiteren Blättern war das raketenähnliche Flugzeug gezeichnet und erklärt, in

Quer- und Längsschnitten, in Seiten-, Front- und Heckansicht. Dr. Stavenhagen von der Anstalt Hubertusburg hatte mir die Blätter überlassen, als ich ihm die vorläufigen Pläne der *Urbanitas* für die zum Verkauf stehenden Gebäudeflügel vorgestellt hatte.

»Das ist eine Dreingabe für Sie, Herr Feldtmann«, hatte der Chefarzt, ein Zwei-Meter-Hüne mit Glatzkopf und Dreitagebart, kryptisch gemurmelt. Ich hatte ihn fragend angesehen, und Stavenhagen hatte lapidar gemeint: »Von einem unserer Patienten, er starb kurz vor der Wende. Wir fanden auf dem Dachboden mehrere Kisten, voll mit Zeichnungen, Briefen, zudem Krankenakten. Nach so langer Zeit vernichten wir Unterlagen gewöhnlich, aber das hier«, er hatte mit seiner riesigen, fleischigen Hand auf das gelbe Papier geschlagen, »ist so schön gezeichnet, dass es mir leidtäte. Also einstweilen lassen wir das in unserem Besitz. Aber der Dachboden muss ja geräumt werden. Schauen Sie sich das doch mal an, vielleicht haben ja Sie eine Idee, was man damit machen könnte.«

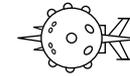
Draußen heulte das Moped des Halbstarken auf. Ich glaubte noch durchs geschlossene Fenster die Abgase zu riechen. Sollte ich hinuntergehen und den Typen zusammenstauchen? Doch das Weltraumfahrzeug schlug mich in den Bann. Ich schloss die Augen. Das Aufheulen des Motors verwandelte sich jetzt in den Feuerstoß der Trajekt-Triebwerke. Ich sah, wie die Flammen aus dem Antrieb fauchten, spürte, wie die verbrannte Erde zitterte und mit einem ohrenbetäubenden Knall das Trajekt in den Himmel schoss und nach wenigen Sekunden sich im Blau der Stratosphäre verlor. Nur der Schall, langsamer als das Himmelsgeschoss, blieb noch eine Weile knatternd in der Luft hängen.

Die Sonne kam hinter einer Wolke hervor und stach mir ins Gesicht. Ich stand auf, wollte den Vorhang zuziehen. Draußen knatterte noch immer Sunnys Moped. Wütend riss ich einen Fensterflügel auf, wollte etwas hinausbrüllen. Da sah ich, dass der halbstarke Grünschnabel, der auf seiner fahrbaren Untertasse im Hof seine Kreise zog, nicht allein auf dem Sattel saß. Hinter ihm, eng

an ihn geschmiegt, beide Arme um seine Hüften gelegt, hockte eine junge Frau, blond, das Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie war ein paar Jahre älter als Sunny, und als das Moped nun frontal und provokativ direkt vor meinem Fenster quietschend bremste, erkannte ich die junge Krankenschwester aus der Anstalt Hubertusburg, die bei der Besprechung mit dem Chefarzt einmal kurz hereingekommen war und Kaffee gebracht hatte. Stavenhagen hatte sie brummend als »Schwester Sivi, unser hübschestes Detail« vorgestellt, und ich hatte mich noch gefragt, ob »Sivi« wohl eine Abkürzung von »Sylvia« sei, da hatte Sivi bereits die beiden Kaffeetassen so unwirsch auf den Tisch geknallt, dass ein paar Tropfen auf eine der Zeichnungen dieses seltsamen Typen gespritzt waren, direkt auf die spitze Schnauze des Trajekts *Venusland*. Stavenhagen hatte seltsamerweise nicht protestiert, sondern Sivi nur schmachmend angesehen, und sie hatte, bevor sie das Büro verließ, sich nochmals umgedreht, mir hinter Stavenhagens Rücken frech ins Gesicht gegrinst und dann blitzschnell ihre rosa Zungenspitze herausgestreckt – ob mir oder dem Chefarzt, weiß ich nicht.

Sivi ließ jetzt Sunnys Hüften los, die durch die herabgerutschten Soccers aufreizend nackt waren, stieg ab, trat noch drei Schritte näher unter mein Fenster, unterbrach für einen Augenblick ihre Kaugummi wälzenden Kieferbewegungen und rief zu mir hoch: »Na, was glotzt du denn so? Noch nie ein frisiertes Moped gesehen? Nie jung gewesen?« Noch bevor mir eine Antwort einfiel, stieg sie wieder auf die Maschine, umfasste den jungen Burschen, der frech grinste, und warf mir die Worte zu: »Wir fahren zum Baden, an den Baggersee, hinter dem Ortsausgang links. Wenn du magst, kannst du ja nachkommen. Ohne Schal schwimmt es sich übrigens besser.«

Sie drehten auf dem knatternden, stinkenden Ding eine Ehrenrunde und rasten dann zum Hof hinaus, auf die Straße. Ich starrte ihnen nach, mit wohl ziemlich blödem Gesichtsausdruck, bis sie hinter einer Biegung verschwanden.



Janke goss Kaffee in einen emaillierten Blechbecher. Seine Hand zitterte, ein paar Tropfen fielen auf eine Konstruktionszeichnung, die auf der Arbeitsplatte ausgebreitet lag, knapp neben die Buchstaben *EMW C2*. Das Wort *Wasserfall* wurde hingegen getroffen, zerlief, wurde zu dem, was es aussagte. Janke nestelte in seinem Hosensack, fand ein zerknülltes Taschentuch und wischte über den *Wasserfall*. Der stürzte nun noch weiter nach unten, braune Schlieren zogen sich über die feinen Bleistiftlinien der Zeichnung, die den Aufriss einer Raketen spitze zeigte. *Tupfen, nicht wischen!* mahnte eine Stimme in Jankes Kopf, aber da war es bereits zu spät. Rasch legte er ein Blatt Löschpapier auf die Konstruktionszeichnung und darauf noch ein schweres Lineal aus Metall. Der Chef *dieser Stelle* durfte das nicht entdecken. Jankes Hände zitterten nun beide, er setzte den Becher auf dem Löschpapier ab, ein brauner, halbkreisförmiger Rand zerfaserte auf dem groben Rufen.

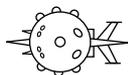
Janke kreuzte die Arme vor der Brust, steckte die Hände unter die Achseln, verharrte so eine halbe Minute, atmete ruhig und geregelt. Als das Zittern seiner Hände aufhörte, zog er sie unter den Achseln hervor, wischte die Handinnenflächen an seinem weißen Ingenieurskittel ab, griff nach dem Henkelbecher, setzte ihn an die Lippen. Der heiße, stark gezuckerte Kaffee tat ihm wohl. In diesen Zeiten war es ja schon ein Privileg, weißen, raffinierten Zucker zu haben. Und erst recht echten Bohnenkaffee. Aber das geheime Raketenentwicklungsgelände stand ja auch unter der persönlichen Ägide des Führers. Das Institut galt als kriegswichtig, ja als kriegsentscheidend und wurde mit Personal und Material daher bestens versorgt. Bohnenkaffee durfte da nicht fehlen. Koffein als Hirnstimulans bei der Entwicklung der Wunderwaffe. Der Endsieg unter dem Einsatz aller erdenklichen Kräfte und Drogen. Einige Mitarbeiter, so hatte Janke munkeln hören, benötigten noch mehr als Koffein; die griffen auch zu einem weißen

Er war allein. Allein wie die unterseeischen Amphorenbewohner in dem Zeichentrickfilm. Von den Wänden herab schrie es *Ich, ich, ich!* Beinahe hätte er das Klopfen überhört. Das musste der Kurfürst sein. Er würde ihn, Janke, erhören und ihm eine *allernädigste Pension* gewähren. Oder war es der Knabe Adolar?

Janke hörte sich »Ja bitte?« sagen.

Jemand hämmerte an die Tür. »Herr Janke, machen Sie doch um Himmels willen auf! Ist Ihnen etwas zugestoßen?«

Langsam dämmerte es ihm: Das war Jonas, der Treueste der Treuen! Ihm würde er öffnen, aber nur ihm. Denn er allein hielt noch den Faden in der Hand. Für ihn, Janke. Janke musste ihm vertrauen und der gelegten Spur folgen. Mühsam stand er auf, hinkte zur Tür und schob den Riegel zurück. Diesmal noch.



Wir fuhren spreeaufwärts, die ganze Nacht hindurch. Manchmal verzweigte sich der Fluss zu einem breiten Delta, darin Inseln mit abgestorbenen Weiden und Erlen, auf denen Hunderte von Kormoranen bewegungslos hockten und im fahlen Mondlicht wie Vampire aussahen.

Trotz meiner Übermüdung tat ich kein Auge zu. Ich saß an Deck, in ein Wolltuch gehüllt, Evelyns Bären Leppsch im Arm, und besah die unwirkliche Szenerie, die still und geheimnisvoll an mir vorüberzog. Pierre stand am Steuer und sprach kein Wort. Nur der Motor brummte, aber mein Gehirn blendete auch dieses Geräusch bald aus. Hin und wieder hörte man das leise Gurgeln des Flusses oder einen Fisch, der aus dem Wasser sprang. Es war eine Landschaft der Toten. Ich erinnerte mich blass an den Lateinunterricht in der Schule, an einen Text, der die Überfahrt der Verstorbenen ins Totenreich schilderte. Charon ruderte sie hinüber, und der Fluss hieß Styx, das Wasser des Grauens.

Eigentlich hatte ich mich in Beeskow noch der Polizei stellen

wollen. Aber Pierre war wütend geworden und hatte gepoltert, wenn ich mich schon ins Unglück stürzen wollte, dann bitte allein. Er habe im Übrigen nicht vor, seine restlichen Tage im Kittchen zu verbringen, sondern kiffend unter dem Sternenzelt, so wie heute Abend; und wenn er schon nicht wie einst Rimbaud nach Afrika gelange, so wolle er doch wenigstens die brandenburgische Savanne ausreizen, schließlich sei das auch nicht schlecht, zumal wenn man frei wie ein Vogel oder ein Flussaal dahinzöge. Nur müssten die Spreewasser trinken, und da sei ihm sein Rotwein doch lieber.

Noch immer tanzten die Bilder des Vormittags in meinem Kopf: Evelyn, tot unter dem Laken, ihr bleiches Gesicht, die spitze Nase, das halb geöffnete Augenlid, unter dem sie mich so spöttisch angeblickt hatte ...

Manchmal nickte ich kurz ein, fuhr aber sogleich wieder hoch und dachte im ersten Augenblick, ich hätte alles nur geträumt. Aber dann spürte ich Leppsch, und wie ein Feuerstich durchfuhr mich die Wirklichkeit, sodass ich leise aufstöhnte.

Aber das waren seltene Momente eines bitteren Bewusstseins. In den langen Phasen dazwischen saß ich fühllos und dumpf da, tot wie die Bäume mit den Vampirvögeln, die vorüberglitten. Ich hatte nicht die Kraft, an die Zukunft zu denken. Auch nicht an Sivi oder Sunny oder Raffaele, und wie es ihnen ergehen mochte. Ich hatte nicht einmal die Kraft, über mich selbst nachzudenken. Ich war eine leere Hülle, und vielleicht fuhr Charon mich ja nicht ins Totenreich, sondern einfach nur ins große Nichts, ins Nirwana, wo man frei war von allem Fühlen und Denken, losgelöst und schwerelos und entbunden von den Fesseln des Ichs. Seltsam: Dennoch hakte sich der Splitter eines Gedichts von Rimbaud in meine Gängeln, wie eine Klette, die man nicht mehr abbekam. Pierre hatte das vor Kurzem abends im Weinrausch wieder und wieder vorgelesen, und nun schien es mir wie mein Mantra zu sein:

»... *hin-ab fuhr ich abweisende Ströme da fühlt ich mich LOS vom Gängeln der Treidler: gellender Rothäute Zielbrett geworden hingen DIE an farbige Pfähle genagelt splitter-nackt*«¹⁰

Die Spree mäanderte wie der Nil in Äthiopien. Irgendwann streckte Pierre seinen Kopf aus dem Häuschen und sagte: »Tim, da vorne ist der Schwielochsee, einer der größten Seen Brandenburgs. Aber wir biegen vorher ab, es geht jetzt Richtung Westen.«

Mir war das egal, Osten, Westen, ich folgte in meinen Gehirnschleifen ohnehin willenlos den Windungen des Flusses, der mit mir machte, was er wollte – wie auch das Leben.

Unsere Fahrt dauerte mehrere Tage und Nächte. Zwischendurch ankerte Pierre die Fähre irgendwo, unter herabhängendem Weidengezweig am Ufer; oder auch an einem Campingplatz, wo wir tankten, uns im Kiosk oder in einem Dorfladen mit dem Nötigsten versahen, eine Kleinigkeit kochten, etwas schliefen und dann wieder den Motor anließen und weiterfuhren, ohne näheren Kontakt zur Außenwelt, ohne Gefühl für Raum und Zeit (sogar mein Handy hatte ich seit Tagen ausgeschaltet). Nur immer den endlosen Windungen des Flusses folgend, immer tiefer hinein in den Spreewald, der sich an die Ufer herandrängte und den Fluss mit seinem dichten Laubdach überwucherte.

Selbst Pierre wurde schwermütig und meinte einmal, bevor er sich einen Löffel Ravioli aus der Dose in den Mund schob: »Ich ist ein anderer. Das wusste schon Rimbaud.« Ich konnte ihm nur beipflichten.

Nach und nach legte sich über die Erinnerung an Evelyn ein Gefühl unendlicher Sanftheit. Der Schrecken war eingetrocknet, der Schmerz im stummen Grün des Urwalds und im trägen Wasser des Flusses gütig aufgehoben, sodass ich mich hin und wieder dabei ertappte, wie ich ins Sonnenlicht lächelte, das flirrend durch die Blätter brach. Langsam kam ich wieder zu mir selbst. Das Ich, das ein anderer gewesen war, glitt wieder hinein in diesen Körper, der der meinige zu sein vorgab.

In all dieser Zeit sprachen Pierre und ich so gut wie kein Wort. Unsere Odyssee wurde nicht erwähnt, nicht ihr Auslöser, nicht ihr Ziel, nicht Jankes waghalsige Ideen und perfekte Zeichnungen, nicht seine große, unglückliche Liebe Evelyn. Sie war tot, bereits in

die Gegenwelt eingegangen, und würde nicht mehr zurückkehren. Wir änderten daran nichts, sondern konnten nur versuchen, Evelyn dankbar und lächelnd in der Erinnerung unseres Herzens zu tragen.

Einmal sagte Pierre: »Morgen kommen wir nach Lübben. Du solltest dich entscheiden, Tim, wie die Reise für dich weitergeht. Ich selbst werde nicht weiterfahren, sondern mich wieder flussabwärts begeben, zurück nach Berlin, nach Stralau, dort den Kahn abgeben – und dann«, er zuckte mit den Schultern, »mal sehen. Irgendetwas anderes beginnen. Der Weg ist bekanntlich das Ziel.«

Er schwieg, und auch ich sagte nichts. Und dann seufzte er tief und setzte nach – und es klang wie eine Beichte, wie etwas, das ihn lange umgetrieben hatte: »Ich habe übrigens die ganze Zeit geflunkert. Oder gelogen – wie immer du es nennen willst. Ich bin nie in Afrika gewesen. Es war alles nur Wunsch, Sehnsucht, Traum. Alles nur Traum. Shakespeare wusste das. *Der Sturm*. Schon mal davon gehört?«

Ich nickte, und er fuhr fort: »Prosperos Monolog: *Wir sind aus solchem Stoff wie Träume sind, und unser kleines Leben ist von einem Schlaf umringt.*¹¹ – Na, wer weiß, vielleicht komme ich eines Tages doch noch dorthin, nach Afrika, an den Nil – und wenn nicht: Dann ist's auch nicht schlimm. Ich trage ja die Welt im Herzen. Und dich auch, mein Junge.«

Ich schwieg. Es tat mir leid, dass unsere Wege sich trennen würden, denn dass ich Pierre nach Berlin zurückbegleiten würde, war für mich ausgeschlossen – und er schien das auch zu wissen. Aber wohin sollte ich gehen? Nach Wermsdorf? Immerhin lagen meine restlichen Sachen noch dort – sofern die reizende Zimmerwirtin sie nicht weggeworfen hatte. Aber Sivi! Vielleicht könnte ich sie wiedersehen? Ich verscheuchte diesen Gedanken sofort, unwillig über meine Illusion. Sie hatte mir ja klar genug geschrieben, dass es für uns keine Zukunft gab.

Aus Langeweile und Unbedachtheit schaltete ich das Handy ein. Eine SMS von Raffaele: *Wo steckst du? Schreib mir. Ich muss dich sehen.*

Und aus derselben Langeweile und Unbedachtheit heraus antwortete ich: *Auf einem Schiff vor Lübben. Dort zu Ende. Komme nicht zurück.*

Ich wollte eben das Handy ausschalten, da fiel mir ein, dass ich Sivis Nummer gespeichert hatte. Es war hirnrissig, ihr zu schreiben, nach ihrem letzten Brief. Und doch: Ich wollte ihr einfach nur sagen, dass ich froh war, ihr begegnet zu sein. Also tippte ich: *Bin im Spreewald. Alles fließt. Vielleicht nochmals Wermsdorf? Evelyn fortgegangen. Danke für alles.* Der Text war Unsinn, was sollte sie denn damit anfangen? Aber ich wollte nur noch einmal ein Lebenszeichen senden, bevor der Urwald mich verschlang – oder ich in Lübben auf die Polizeiwache ging und mich stellte.

Der Wald zog sich allmählich vom Ufer zurück. Datschen, Scheunen und Garagen traten an seine Stelle. Wir kamen ins Weichbild der Kleinstadt, aus deren Mitte sich der Turm einer Kirche erhob: achteckig, mit kupfernem Aufsatz und Laterne.

»Willkommen in der Stadt Paul Gerhardts«, meinte Pierre, am Steuer stehend. »Du weißt schon: *Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder, es schläft die ganze Welt; ihr aber, meine Sinnen, auf, auf, ihr sollt beginnen, was eurem Schöpfer wohlgefällt.*«

»Du bist eine wandelnde Anthologie«, meinte ich schmunzelnd.

Pierre schüttelte misstrauisch den Kopf. »Kennt man. Protestantische Sozialisation. Jawohl, mein Lieber, das hättest du nicht gedacht, was? Ja, nicht nur Evelyn selig, auch Pierre, der Alt-Achtundsechziger und Rimbaud-Jünger, war mal ein Kind und ging sonntags zur Kirche und wurde konfirmiert und alles. Frisst sich ins Hirn, ein Leben lang. Oder besser: ins Herz und ins Gemüt. Und ist eigentlich auch gar nicht so schlecht.«

Es war Mittagszeit, und Pierre ankerte im Schatten eines alten Schuppens, der direkt am Ufer stand.

»Ich will nicht ganz in die Stadt hineinfahren«, meinte er. »Dort sind mir zu viele Touris unterwegs. Gurken auf den Spreewaldkanälen herum, in Kajaks, oder, noch schlimmer, in Gruppen-

kähnen. Zwanzig Leute, Hintern an Hintern zusammengepfercht, neues Volksliedgut schmetternd: *Schwarzbraun ist die Haselnuss und Schön ist es, auf der Welt zu sein.* Nein, das ist nicht meins. Und apropos gurken: Die Spreewälder Gurken, lokale Spezialität, also wenn die Dinger, groß wie ein Dildo, so in einer milchig-weißen Salzlauge dümpeln, dreht sich mir schon der Magen um. Ich habe mal vor Jahren eine gegessen. Hinterher musste ich mir den Mund mit Kölnischwasser ausspülen, weil ich gerade nichts anderes zur Hand hatte. Und als Folge stank ich eine Woche lang nach billigem Parfüm, zehn Meter gegen den Wind, dass man hätte glauben können, eine ganze Busladung voller Landfrauen wäre auf Kombinatsausflug, oder so.«

»Das stellt noch *Schattmeier* in den Schatten«, lachte ich.

»Hä?«

Das Grinsen in meinem Gesicht erstarrte. Evelyn hatte immer *hä?* gesagt.

»Nichts«, sagte ich kleinlaut, »es war nur ein blöder Kalauer.«

»Na, vielleicht schlägt dir der Hunger aufs Hirn«, brummte Pierre, »wird Zeit, dass wir etwas zu futtern bekommen. Und dann ist die Stunde des Abschieds gekommen, mein Freund.«

Ich sagte nichts, denn ich hatte geahnt, dass dies das Ende unserer gemeinsamen Fahrt sein würde. Pierre verschwand unter Deck und kam mit einer Plastiktüte und einer Kühlbox wieder. Er baute ein paar leere Obstkisten auf, legte ein nicht mehr ganz sauberes Laken als Tischdecke darüber, deckte die Tafel mit Plastiktellern, Blechbesteck und abgestoßenen Keramikbechern – was die Kombüse eben so hergab – und schmückte sie sogar mit einem Zweig mit Kirschen von einem Baum, der am Ufer stand und seine Äste über den Fluss reckte. Er öffnete die Kühlbox und holte seine kulinarischen Schätze hervor: Es roch seltsam streng und halb vergoren.

»Habe ich unterwegs eingekauft, heimlich, als du geschlafen hast. Da war mal ein Dorf mit einem *Aldi*, die hatten eben französische Woche«, verkündete er stolz. »Hier: reifer Camembert,

Brie, Pont L'Évêque, Garnelen, Foie gras, kaltes Bresse-Huhn, Rotwein aus Burgund, Grand Cru, von der Côte de Beaune und zum Abschluss Crème au caramel und Calvados aus der Normandie. Und hier habe ich noch brandenburgisches Weißbrot, statt Baguette, was anderes gab's im letzten Dorf nicht.«

Er breitete alles vor uns aus und strahlte wie ein Kind am Weihnachtsabend. Ich musste schmunzeln, strich Pierre mit der Hand über den Arm und sagte: »Danke. Danke für alles, nicht nur für das hier.«

Verlegen winkte er ab. »Schon gut. Und jetzt greif zu, bevor der Käse verläuft.«

Wir schmausten, und ich konnte mich nicht erinnern, wann ich zuletzt so gut gegessen hatte. Als wir geendigt hatten, legte sich eine bleierne Müdigkeit über mich. Der Nachmittag summte in meinen Ohren.

»Ich muss mich ein wenig hinlegen«, sagte ich schläfrig.

»Der Mittag schlägt mit dem Zirkel der Sonne den heißen Kreis«¹², begann Pierre zu rezitieren, aber ich winkte ab und sagte: »Lass mal. Ich kann nicht mehr.«

»Nein, mein Freund«, sagte Pierre mit ernstem Ton in der Stimme, wie ich ihn nicht von ihm kannte, »das hieße den Abschied hinauszögern. Das verstößt gegen die Spielregeln. Es war ein Spiel, ein schönes Spiel. Aber wie jedes Spiel ist auch dieses einmal zu Ende.«

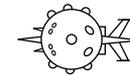
Er verschwand wieder unter Deck, kam mit meinem Rucksack und Leppsch zurück, stellte die Sachen mir vor die Füße und sagte: »Du solltest nun von Bord. Es ist besser so. Wir sind nicht bis Afrika gekommen, Tim. Aber das ist nicht so wichtig. Wichtig ist, dass wir uns begegnet sind und schöne Abenteuer erlebt und bestanden haben. Ja, ich meine bestanden. Denn wir haben zwar nicht immer gesiegt, aber uns doch tapfer geschlagen, und das ist eigentlich schon das Wesentliche im Leben.«

Er bot mir die Hand dar, und ich ergriff sie, überrumpelt und verwirrt, und hätte fast aufgeschrien, so fest war sein Händedruck.

Und dann hatte ich seine Wange an der meinen, ich spürte seinen kratzigen Bart, atmete den Geruch nach Rotwein, Tabak und Kiff und spürte, wie mir die Tränen aus den Augenwinkeln rannen.

»Kleiner Junge«, sagte Pierre, »etwas zu nah ans Wasser gebaut.« Und bevor ich etwas erwidern konnte, löste er sich von mir, wandte sich ab, und ich sah, dass auch er weinte, bevor er im Führerhaus verschwand.

Ich nahm meinen Rucksack und Leppsch und kletterte über die Bordwand ans Ufer. Dann schlug ich den Weg zur Stadt ein, ohne mich nochmals umzublicken. Die Reise nach Afrika war zu Ende, sie hatte mich von Wermsdorf gerade einmal bis nach Lübben gebracht, zwei Orte, die nur zwei Autostunden voneinander entfernt lagen. Aber ich hatte größere Räume durchmessen als ein Entdecker der Kolonialepoche oder ein Astronaut aus Jankes Fantasiegebilden.



Die Räume, die er, Janke, durchmaß, wurden immer kleiner, der Radius verkürzte sich. Er wusste nicht mehr, wie viele Jahre vergangen waren, seit Evelyn, sein Evelynchen, Hubertusburg verlassen hatte; wie viele Jahre es her war, dass er gemeinsam mit Herrn Jonas, seinem Assistenten, nach Berlin gefahren war, um der Raketentechnik der Deutschen Demokratischen Republik entscheidende Impulse zu geben. Die Amerikaner waren angeblich auf dem Mond gelandet – aber das waren nur leere Behauptungen, unterfüttert durch schlecht gebastelte Hollywood-Attrappen, die man in einem Studio der Filmbranche vor laufender Kamera hin und her geschoben hatte. In Wahrheit forschte man in geheimen Bunkern im Erzgebirge an den kommenden Technologien, *Trajekten* und *Venus*-Raumschiffen zur friedlichen Besiedelung der fernen *Sonnenländer* – und ihm, Janke, ganz allein gebührten Ruhm und Ehre, der Menschheit einen großen Dienst erwiesen und den Frieden auf Erden gefördert zu haben. Der Weg zu den Planeten stand offen, und es bedurfte nur noch eines

günstigen Augenblicks, um die in den Hangars wartenden, startbereiten Raketen zu zünden und die Besiedelung des Universums, *ganz ohne Atom*, zu beginnen, eine Besiedelung, die neue, freie, glückliche Menschen hervorbringen würde. Bis dahin freilich musste er, Janke, sich bescheiden und warten.

Ach, das Warten!

Er hatte nach einem Streit mit der Leitung sein Laboratorium wieder räumen müssen, nur weil er einmal mit einem Bunsenbrenner hantiert hatte. Janke hatte dagegen schriftlich protestiert, aber keine Antwort erhalten. Immerhin war Herr Jonas so kollegial gewesen, ihm, Janke, auf dem Speicher des Schlosses einen kleinen Lattenverschlag freizuräumen, ein Kabuff ohne Fenster, nur von einer Glühbirne unzureichend beleuchtet. Der Verschlag war zu klein, um darin zu forschen, und die Leitung hätte das auch nicht geduldet, von wegen Brandgefahr und dergleichen Nonsens. Aber immerhin durfte er, Janke, hier sein Lebenswerk, Hunderte von Konstruktionszeichnungen und die umfängliche Korrespondenz mit Akademien, Verlagen, Ministerien und technischen Instituten und Betrieben, archivieren, um es vor der Zerstörung zu bewahren und der Nachwelt zu erhalten.

Ach, im Grunde wusste er ja, dass ihm die Lebenszeit nicht ausreichen würde, dass er noch vor der Vollendung seiner technisch machbaren Träume von dieser Welt scheiden müsste. Aber er war ja nur Einer im Pilgerzug zum weltumfassenden Ziel, zur großen Utopie, und er stand lediglich auf den Schultern anderer, und andere wiederum auf seinen Schultern ... Das war der große Trost: zwar nicht vollendet zu haben, aber den ihm bestimmten Weg entschieden vorangeschritten zu sein.

Nun hieß es warten, denn die ihn Begleitenden waren auf der Wegstrecke ein Stück zurückgefallen, weil sie sein, Jankes, Genie nicht rechtzeitig erkannt hatten, weil sie seinen geistigen Höhenflügen nicht immer hatten folgen können. Aber all das machte nichts. Er hatte die Fackel weit vorangetragen und Licht in die Finsternis gebracht. Bald würden andere sie übernehmen, wie bei einem Staffellauf, und sie weitertragen, und sein, Jankes, Nachlass, gehortet und archiviert

in mehreren großen Kisten auf dem Speicher des Schlosses, würde ihnen hierbei von unschätzbarem Nutzen sein.

Aber das Warten hatte Janke müde gemacht. Unfassbar müde. Die Datumsangaben, die er auf Zeichnungen und Briefbögen setzte, waren ihm leere, sinnlose Zahlen geworden. Seit Evelyn nicht mehr im Schloss lebte, war ihm alles fade und grau. Die Worte, die er sprach, sprach er zu Tauben, die Gedanken, die er hatte, waren stumpf und belanglos, die Gefühle, die er noch hegte, zerfielen ihm wie morsches Holz, und übrig blieben nur Späne, die keinen Sinn mehr ergaben. Er hatte in den Briefdaten die Fünfiger und Sechziger durchwandert, und trotz aller innerer und äußerer Drangsal waren es gute Jahre gewesen. Aber dann kam die große Wüstenei, das Einerlei, mit Evelyns Verschwinden, ihrer Unauffindbarkeit. Hunderte von Briefen hatte er ihr geschickt, an Adressen in Schöna und Großschweidnitz. Etliche waren zurückgekommen mit dem Vermerk *Annahme verweigert*; und von den anderen hatte er nie erfahren, ob sie die Adressatin je erreicht hatten und ob sie sie auch gelesen hatte. So waren die Siebziger verronnen und die Achtziger weit vorangeschritten.

Janke empfand beim Schreiben dieser Zahlen nichts mehr. Er war der Welt abhandengekommen, und er hatte immer öfter das Gefühl, dass es ihm recht und lieb so war. Immer öfter wollte er allein sein, zog sich zurück in sein Archiv oben auf dem Dachboden, saß dort vor seinen Zeichnungen technologischer Meisterwerke, wunderte sich bisweilen selbst, dass diese Erfindungen seinem Gehirn entsprungen waren, ganz allein auf seinem Genie beruhten, und wurde in solchen Stunden doch etwas ruhiger und zufriedener. Dann stieg er wieder hinunter in die Anstaltsräume, ging zum Abendessen oder hinaus in den Hof, manchmal auch noch hinüber ins Dorf, zum *Konsum*, oder abends in den Gemeinschaftsraum, wo ein Bildschirm stand, der die beiden Farb-Televisionsprogramme empfing, die von jenem Fernsehturm in Berlin ausgestrahlt wurden, der eigentlich auf seine, Jankes, Pläne zurückging ...

Er ging inzwischen sehr früh zu Bett, auch wenn das Pflegepersonal ihn deswegen ausschimpfte. Er war müde geworden. Müde vom

Leben und müde von zu viel Liebe, die er empfunden und in seine Briefe, in seine Erfindungen, in seine Gedanken gegossen hatte. Die Liebe, das wusste Janke, hatte ihn müde gemacht und zermüht, sie hatte ihn bekrönt und gegeißelt, erhöht und gedemütigt. Wenn er abends vor seinem Spind stand, den Pyjama bereits angezogen, warf er noch einen zärtlichen Blick auf den Plüschbären, den er vor vielen Jahren bei der Feier zum 1. Mai erworben hatte, um ihn Evelyn zu schenken. Er hatte dazu nie Zeit und Gelegenheit gefunden, sie war ja auch so unnahbar gewesen, und bevor noch die richtige Situation sich eröffnet hätte, hieß es, sie sei entlassen worden. So hegte Janke den Bären wie sein eigenes Herz, und wie sein eigenes Herz traurig und alt geworden war, blickte auch der Bär mit seinen gläsernen Knopfaugen traurig und alt drein. Er, Janke, hatte einmal im *Magazin* die Geschichte von einem Mann gelesen, der sein eigenes Herz gegessen hatte. Und als ihn ein anderer entsetzt darauf ansprach, ob es denn gut schmecke, antwortete dieser: *Es ist bitter, aber ich mag es, weil es bitter ist, und weil es mein Herz ist.*¹³

Einige Male war ihm, Janke, etwas Seltsames widerfahren: Bisweilen musste er nachts aufstehen, um zur Toilette zu gehen. Es war ihm passiert, dass sich ihm auf dem Weg zurück zu seinem Schlafraum, den er mit zwei anderen Männern teilte, die Tür von allein geöffnet hatte, oder, wie man früher recht altertümlich zu sagen pflegte: *wie von Geisterhand*. Beim ersten Mal hatte er, Janke, noch geglaubt, zwei Fenster wären offen, wodurch ein Luftzug entstände, der die Angeln in leichte Schwingung versetzte und die Türen langsam öffnete. Aber als er einmal sein Zimmer betreten hatte, mitten in der Nacht, hatte er gesehen, dass das Fenster fest verschlossen war. Seine Mitbewohner hatten geschnarcht, konnten also die Tür nicht geöffnet haben. Auch hatte Janke, als er das Türblatt und die Klinke näher untersucht hatte, keine Schnur, keinen Bindfaden oder dergleichen gefunden, was auf einen Scherz der Mitbewohner hätte rückschließen lassen. Hinter der Tür war auch keiner gestanden, Janke hatte im Licht des Mondes, das durchs Fenster fiel, nachgesehen. Und die Tür war, anders als bei einem Luftzug, nicht ruckartig aufgestoßen

worden, sondern sie hatte sich langsam, aber bestimmt geöffnet, als führte eine sanfte Hand die Klinke.

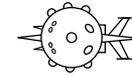
Janke glaubte nicht an Gespenster, und entsprechend empfand er bei diesen Begebenheiten oder *Begegnungen*, wie er sie bald für sich zu nennen pflegte, keine Furcht. Aber sie gaben ihm doch zu denken. Nur: Das Denken brachte ihn, anders als bei seinen technischen Problemen, die er löste, hier keinen Schritt weiter. Was hier geschah, lag außerhalb der Sphäre des menschlichen Verstandes, und je länger er darüber nachdachte, desto mehr verdunkelte sich das Geschehene. Es gab keine rationale Erklärung dafür. Aber dass die Tür sich wieder und wieder ohne menschliches Zutun oder natürliche Umstände öffnete, war gleichwohl eine Tatsache, und Janke blieb nichts anderes übrig, als dies widerspruchslos anzuerkennen, wenngleich eine Erklärung hierfür ihm verwehrt blieb. Oder war es doch ein Geist? Kein Gespenst wie aus einem Schauerroman, in weißes Linnen gewandet, sondern eben ein Geist, der aus Anti-Materie bestand und aus einer Überwelt herübertrat und ihn, Janke, grüßte. Ja, ihn grüßte. Denn der Geist war offensichtlich höflich und korrekt, ja freundlich gesinnt, wenn er ihm, Janke, immer wieder einmal im Dunkeln die Tür öffnete, als wollte er ihn davor bewahren, an das Holz zu rammen und sich wehe zu tun.

Ein einziges Mal war es Janke so erschienen, als könne er diesen Geist sehen. Das war gar nicht auf dem Gang zu den Waschräumen geschehen, sondern als er einmal nachts aufgewacht war. Er war wach gewesen, das wusste Janke nur zu gut, denn im Halbdunkel hatte er nach seiner Armbanduhr gegriffen, die neben dem Bett auf dem Nachttisch lag, und hatte nach der Zeit geblickt: Das Zifferblatt hatte viertel nach zwei gezeigt. Und das war Jankes Selbstversicherung gewesen, dass er tatsächlich wach gelegen war und nicht geträumt hatte. Als er sich dann aber auf die andere Seite gerollt hatte und eben die Augen hatte schließen und weiterschlafen wollen, hatte er im Dämmer eine Gestalt neben seinem Bett sitzen sehen. Es war keiner der Zimmergenossen gewesen, denn deren Schnarchen – der eine hatte einen tiefen Bass, der andere einen löcherigen Tenor

– war deutlich zu vernehmen. Es war jemand anders gewesen, und dieser Jemand war da gesessen, eher ein Schemen, aber doch in Umrissen und wenigen Körpermerkmalen zu erkennen, und hatte ihm, Janke, wissend und freundlich zugewinkt. Und als Janke die Augen aufgerissen hatte, um besser sehen zu können, hatte er einen Mann zu erblicken geglaubt wie aus einer fernen Zeit: in einer Art altmodischer Uniform, mit Epauletten und hohem, steifem Kragen, mit Goldborten verziert. Und dieser Jemand hatte krauses Haar, Geheimratsecken und ein schütteres Spitzbärtchen, das eine Auge aber hatte etwas nach außen geschielt. Und als Janke eben hatte fragen wollen, wer er denn sei und was er hier an seinem Bett wolle, da hatte der andere den Zeigefinger an die Lippen gelegt, zweimal genickt, ein Zeichen mit der Hand gemacht, das wie eine Art Segensgruß war, die Augen geschlossen – und war verblasst. Denn so sehr er, Janke, auch zu der Stelle, wo der Fremde gesessen war, hingestarrt hatte, war da nichts. Auch kein Stuhl, auf dem der andere hätte sitzen können. Sondern da war nur das Bett des löcherigen Tenors gewesen, der vor sich hin flötete und trötete ...

Janke hatte in jener Nacht noch lange an die Zimmerdecke gestarrt mit dem großen, grauen Wasserfleck von einem Rohrbruch, und hatte darüber nachsinniert, war aber zu keiner Erklärung gekommen. Aber er hatte gefühlt, dass er mit einem Mal ganz ruhig geworden war, und in seinem Herzen war so etwas wie eine große Stille und ein tiefer Friede gewesen, und eine Stimme hatte ihm zugeflüstert: *Du hast dein Leben gemeistert*. Dieses Gefühl hatte noch lange angehalten, mehrere Wochen lang, und es hatte ihn getragen – bis es im Trott des Alltags von Hubertusburg doch wieder verblichen war. Janke aber war von da an nachts des Öfteren aufgewacht und hatte sehnsüchtig zu der Stelle geblickt, wo der fremde, eigentümliche Herr gesessen hatte – aber die Begegnung hatte sich nicht wiederholt.

Vielleicht, dachte Janke, war der Fremde ein Bote, aus einer fernen Zeit gesandt, oder von einem fernen Planeten. Und solchen Menschen zu begegnen, in den zu erobernden Sternenträumen, das musste etwas Wunderbares sein.



Der Planet hieß Lübben und war eine Insel inmitten des Spree-waldlabyrinths. Ich gelangte in die Altstadt und stand vor der Kirche, deren Turm ich schon aus einiger Entfernung erblickt hatte. Auf dem Vorplatz entdeckte ich eine bronzene, überlebensgroße Statue des Dichterpastors Paul Gerhardt, ein offenes Buch in der Hand haltend. Vielleicht waren es die Verse von *Nun ruhen alle Wälder*, das Pierre vorhin rezitiert hatte – ich konnte es nicht erkennen. Irgendwie war ja in dem Lied davon die Rede, dass alle Welt schlafe, und auch mich überwältigte nun die Müdigkeit. Ich schleppte mich gerade noch zu einer Bank im Schatten der Kirche, streckte mich darauf aus – und war auch schon eingeknickt ...

Ich wurde von Lärmen, Schreien und Hupen geweckt, fuhr erschrocken hoch – und glotzte in das haarige Knopfaugen-Konterfei von ALF, dem vorlauten, kalauernden Wesen aus dem All, das sich bei einer amerikanischen Familie eingenistet hatte und deren Katze am liebsten durch die Moulinette jagen wollte. Noch schlaftrunken, glaubte ich zunächst, in eine ferne Galaxie gebeamt worden zu sein, auf den Planeten *Melmac*. Erst als auch noch Mickey Mouse, Goofy, Garfield und Miss Piggy an mir vorüberzogen, begriff ich: Es war eine Horde maskierter Kinder.

»Das ist ja ein Bär und gar keine Katze«, sagte das Mädchen alias ALF enttäuscht, als sie mich erblickte, und erklärte dann: »Ich fresse aber nur Katzen, am liebsten frisch gepresst.«

»Chantal, geh sofort weg von dem Penner«, kreischte ein panischer mütterlicher Sopran, und die Kleine alias ALF trottete zurück.

Ich strich mir durchs Haar, befühlte meinen Bart. Ich hatte mich tatsächlich seit Ludwigsfelde nicht mehr rasiert und mir seit Tagen nicht mehr die Haare gewaschen. Kein Wunder, dass Außerirdische mich bereits als Teil ihrer Nahrungskette ansahen. Ach nein, ALF hatte wohl Leppsch gemeint ...



Tim Feldtmann fühlt sich mittelmäßig und verbraucht, seine Beziehung geht in die Brüche, im Job läuft es nicht rund. Da gelangt er an Briefe Karl Jankes und gerät in den Bann des genialen Erfinders, der der Welt verloren ging. Tim ist fasziniert von Jankes Willenskraft, seinen menschenfreundlichen Ideen – und seiner unerfüllten Liebe zu Evelyn. Ob Evelyn noch lebt? Mit der Krankenschwester Sivi, dem halbwüchsigen Sunny und Alt-Hippie Pierre macht sich Tim auf die Suche. Er findet die Frau mit dem rätselhaften Charme tatsächlich, erfährt von ihrem aberwitzigen Plan, nach Afrika zum Nil zu reisen, und lässt sich ein auf einen abenteuerlichen Trip durch die ostdeutsche Provinz und Berlin. Am Ende gelangt Tim doch noch zum Nil, mitten im Spreewald, und gewinnt dank Janke und Evelyn eine neue Perspektive ...